

DIE PSYCHOANALYTISCHE HERAUSFORDERUNG DES FIKTIONALITÄTSPRINZIPS¹

So bildet sich eine Traumsphäre der Dichtung, innerhalb derer im Augenblick der Begeisterung die Bilder volle Realität haben. *Die Art von Illusion, die hier stattfindet, ist der vergleichbar, die wir am spielenden Kinde gewahren. Die Kunst ist ein Spiel. Der Dichter und das spielende Kind glauben beide, das Kind an das Leben seiner Puppen und Tiere, der Poet an die Wirklichkeit seiner Gestalten. Und glauben beide doch nicht.* - So ist der Künstler, der Dichter in der außerordentlichen Macht der sinnlichen Organisation, aber dann auch in der Trennung des aus ihr entspringenden schönen Scheins von der unbezwinglichen Wirklichkeit der gesunde und vollkommene Mensch.² [Hervorhebung meine]

Soweit Dilthey in einer Rede, die er im Jahre 1886³ zum Thema „Dichterische Phantasie und Wahnsinn“ hält. Fast genau 20 Jahre später, nämlich 1907, äußert Freud, ebenfalls in einem Vortrag zum Thema „Der Dichter und das Phantasieren“ die inzwischen hinreichend bekannte Bestimmung „dichterischer Betätigung“:⁴

Sollten wir die ersten Spuren dichterischer Betätigung nicht schon beim Kinde suchen? Die liebste und intensivste Beschäftigung des Kindes ist das Spiel. *Vielleicht dürfen wir sagen: Jedes spielende Kind benimmt sich wie ein Dichter, indem es sich eine eigene Welt erschafft oder, richtiger gesagt, die Dinge seiner Welt in eine neue, ihm gefällige Ordnung versetzt.* ... Der Gegensatz zu Spiel ist nicht Ernst, sondern - Wirklichkeit. Das Kind unterscheidet seine Spielwelt sehr wohl, trotz aller Affektbesetzung, von der Wirklichkeit und lehnt seine imaginierten Objekte und Verhältnisse gerne an

¹ Vortrag gehalten im Rahmen des workshops "Literaturwissenschaft als Wissenschaft der Fiktionalität". Szeged (Ungarn), Februar 1996. Die Vortragsform wurde für die schriftliche Fassung weitgehend beibehalten.

² Dilthey, Wilhelm: *Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn*. In: ders.: *Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens*. Leipzig, Berlin: Teubner 1924 [= Wilhelm Diltheys gesammelte Schriften. BD. VI]. 90-102. Hier 98.

³ Als "Rede, 1886" in Klammern ausgewiesen ebenda, 90.

⁴ Freud, Sigmund: *Der Dichter und das Phantasieren* (1908 [1907]). In: ders.: *Bildende Kunst und Literatur*. Frankfurt 1982 [=FTB 7310]. 171-179. In den editorialen Anmerkungen steht zu lesen, daß dieser Vortrag erstmals 1907 gehalten wurde, die vollständige schriftliche Fassung ein Jahr später, 1908, erschienen ist. Siehe ebenda 170.

greifbare und sichtbare Dinge der wirklichen Welt an. Nichts anderes als diese Anlehnung unterscheidet das „Spielen“ des Kindes noch vom „Phantasieren“.⁵ [Hervorhebung meine]

Während also in Diltheys Text noch etwas vage die Tätigkeit des Dichters mit jener des spielenden Kindes verglichen und gleichgesetzt wird, findet sich in Freuds Text eine etwas ausführlichere Erklärung dessen, was mit Spielen gemeint ist: nämlich die „Dinge seiner Welt [=des Dichters, des Kindes] in eine neue, ihm gefällige Ordnung“ zu versetzen. Expliziter auch bei Freud die Einführung des Begriffs „Wirklichkeit“ in Abgrenzung zum Begriff „Ernst“ als Gegensatz zum „Spiel“;⁶ dieses zwar nicht „wirkliche“, aber sehr wohl „ernsthafte“ Tun scheint mir in Diltheys Text in der Formulierung „glauben an“/„und doch nicht glauben“ ausgedrückt.

Beiden, Dilthey wie Freud gemeinsam, ist der Vergleich und die Gleichsetzung dichterischer Betätigung mit dem Spiel des Kindes, in Abgrenzung zur Wirklichkeit, wie immer diese Wirklichkeit im Konkreten definiert worden wäre. Beide sollen hier vorläufig für eine mögliche Position in der Frage nach dem Fiktionalitätsprinzip stehen: nämlich für jene Position, die „Fiktionalität“ bzw. „Spiel“ vom Autor her bestimmt.⁷

Diese Position scheint spätestens nach Roland Barthes' programmatischem Essay *The Death of the Author*⁸ im Rahmen poststrukturalistischer Theoriediskussion und selbstverständlich nach der Wende zum Leser hin - etwa im Rahmen rezeptionsästhetischer Theoriediskussion - reichlich überholt. Denn wer würde heute noch einen Vortrag mit den Worten eröffnen: „Uns Laien hat es immer mächtig gereizt zu wissen, woher diese merkwürdige Persönlichkeit, der Dichter, seine Stoffe nimmt...?“ Würde uns nicht schon die Fragestellung allein antiquiert und längst überholt erscheinen? Würden wir uns nicht ganz besonders an den Worten „diese merkwürdige Persönlichkeit, der Dichter“ stoßen?

⁵ Ebenda, 171f.

⁶ Dieses Glauben an die Wirklichkeit der Gestalten versucht Dilthey etwa am Beispiel von Briefen und Tagebucheinträgen Charles Dickens eindringlich aufzuzeigen. Siehe W.D.: *Charles Dickens und das Genie des erzählenden Dichters*. In: ders.: *Die große Phantasie-Dichtung und andere Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1954. 254-317.

⁷ Dilthey wie auch Freud gelten beide in ihren Gebieten als Begründer einer Disziplin. Hier die Geisteswissenschaften in Abgrenzung zu den Naturwissenschaften; dort die Psychoanalyse.

⁸ Barthes, Roland: *Image-Music-Text. Essays selected and translated by Stephen Heath*. New York: Hill and Wang 1984.

⁹ Freud, *Der Dichter und das Phantasieren* (1908 [1907]), 1982, 171.

Spätestens also seit diesen nach wie vor sehr lebendigen theoretischen Positionen innerhalb der Literaturwissenschaft referiert das Fiktionalitätsprinzip oder die Fiktionalitätskonvention m.E. auf folgende drei Sachverhalte, die - anders als noch bei Dilthey und Freud - nicht mehr den Autor bzw. die Autorin berücksichtigen:

Einmal auf den Sachverhalt einer spezifischen Form der Lektüre: das Lesen eines sogenannten „literarischen Textes“ findet unter dem Fiktionalitätsprinzip statt. Das heißt, der oder die LeserIn liest, ohne mit der Lektüre Handlungsaufforderungen zu verbinden. Ein weiterer Sachverhalt bezieht sich auf den Versuch, Fiktionalität als Text-eigenschaft zu beschreiben und zu formalisieren.¹⁰ Der letzte Sachverhalt meint das, was ich den Fiktionalitäts-Mythos - im Barthesschen Sinne verstanden - nennen würde, nämlich die ideologische Funktion des „literarischen Textes“ als geschützter Raum in einer jeweiligen Gesellschaft für nicht-zensuriertes Träumen, Kritisieren, Hinterfragen und Ähnliches mehr.

Wenn ich hier also die klassische psychoanalytischen Position mit der hermeneutischen Position Diltheys konfrontiere, heißt das nicht zuletzt, die Zeit zum Stillstand bringen, der enormen Geschwindigkeit, mit der sich neue Theorien und Systeme entwickeln Einhalt gebieten, und sei es auch nur für die Dauer eines Referates. Dieser Gestus des Sich-Zurückwendens, des Sich-Beschäftigens mit dem, was um die vorige Jahrhundertwende (grob gesprochen) gedacht wurde, will nicht zuletzt einen Schritt hin zur Frage dokumentieren, wie es möglich war, daß zwei so unterschiedliche und doch wieder ähnliche Diskurse entstehen konnten. Wie konnte es sein, daß zwei so nachhaltig einflußreiche Autoren wie Dilthey und Freud zu dem, was wir heute immer noch „Literatur“ bzw. Literatursystem nennen, sich eben so und nicht anders geäußert haben? Deren Diskurse, zum Teil zeitgleich entstanden. Deren Diskurse, jeder auf seine Art, eine Dokumentation des Ernstnehmens von Menschen und ihren Handlungen, insbesondere auch des Ernstnehmens des Menschen in seiner Phantasietätigkeit, in seiner literaturproduzierenden Tätigkeit, in der Bestimmung des Produktes dieser Tätigkeiten.¹¹

¹⁰ Hierzu würde ich all jene Schulen zählen, die in der Tradition des russischen Formalismus stehen.

¹¹ Die Freud-Rezeption hat gerade mit der poststrukturalistischen Theoriediskussion eine ihrer jüngeren - nicht disziplinaren - Höhepunkte erreicht. Da die poststrukturalistische Theoriediskussion dezidiert gegen hermeneutische Erkenntnisinteressen antritt, ist es deshalb nicht verwunderlich, daß Dilthey als der Hermeneutiker schlechthin in einschlägigen Diskussionen nicht präsent ist. Allerdings stellt sich hier die Frage, weshalb Hermeneutiker wie Heidegger und Nietzsche und auch Freud zum Basisinventar poststrukturalistischer Auseinandersetzung gehören, nicht aber Dilthey. Seit Beginn der 90er Jahre scheint sich zumindest vereinzelt ein erneutes Interesse an Dilthey anzubahnen. So ist bei Junius, 1996, von Matthias Jung "Dilthey zur Einführung" (Hamburg) erschienen; im 1993 bei Fischer (Frankfurt am Main) erschienenen Sammelband "Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925",

Kurz, diese beiden Autoren haben sich gefragt: Was tun denn die Menschen, wenn sie Texte produzieren, weshalb tun sie es, welchen Stellenwert kommt diesem Tun und dessen Ausdruck in Textform zu?¹² Würde eine Analyse, die sich der Frage annähme, weshalb gerade *diese* Art der Rede über „Literatur“ und in diesem Zusammenhang über das Fiktionalitätsprinzip und nicht eine andere, uns Einblick geben in das „weshalb“ der beispielsweise poststrukturalistischen oder rezeptionsästhetischen Rede über „Literatur“: Würde also das Sich-Annehmen dieser Frage irgendeinen Erkenntniswert haben, besonders auch oder gerade jetzt, da die Fiktionalitätskonvention sicherlich vor eine neue Herausforderung gestellt ist, nicht zuletzt durch die Entwicklungen im Bereich der sogenannten „virtual realities“?

Diese Herausforderung durch die „virtual realities“ möchte ich kurz an einem Beispiel näher erläutern:

Einmal angenommen, das In-die-Handnehmen eines Buches, das Es-Öffnen wäre analog zum Einschalten des Computers der Trigger im jeweiligen Benutzer/Leser, der die Aufforderung meint: jetzt ist ein Paradigmawechsel von „real“ zu „fiktional“ angesagt. Genauer: ab dem Zeitpunkt des Öffnens des Buches bzw. des Einschaltens des PCs und bis zum Zeitpunkt des Weglegens und Ausschaltens bewegt sich der Benutzer/Leser in jenem Raum, dessen erklärte Würde (oder Bürde) es ist, frei jeglicher Handlungsaufforderung zu sein.

Gälte es aber nicht dennoch zu unterscheiden zwischen diesen beiden Formen „fiktionaler Aufenthalte“? Etwa zwischen einem Rodelrennen, das ich auf dem PC spiele oder dem Lesen eines Buches? Der Benutzer des PCs kann in zwar klar eingeschränktem Rahmen, aber dennoch, - dieses Rennen mitgestalten durch Drücken

herausgegeben von Christoph König und Eberhard Lämmert, finden sich zwei Beiträge zu Dilthey; siehe auch Christoph König: Individualität, Autonomie, Originalität. Zur Rezeption Diltheys in den ersten Jahren der 'Deutschen Vierteljahrsschrift'. In: DVjs. 67. 1993. 197-220; des weitern Marquardt, Marion: *Das deutsche Reich als ideengeschichtliche Konstruktion im Werk Wilhelm Diltheys*. In: Amann, Klaus - Wagner, Karl (Hg.): *Literatur und Nation. Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 in der deutschsprachigen Literatur. Mit einer Auswahlbibliographie*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1996. [Literatur in der Geschichte. Geschichte in der Literatur. Bd.36]. 63-77.

¹² Besonders in seinem Spätwerk erhält der Begriff „Ausdruck“ einen außerordentlichen Stellenwert bei Dilthey, und die Relation „Ausdruck-Verstehen“ ersetzt die frühere Relation „Erlebnis-Verstehen“, eine Entwicklung, die nicht zuletzt Diltheys Abkehr „von seiner früheren psychologischen Auffassung des Verstehens“ markiert. Siehe Göttner, Heide: *Logik der Interpretation. Analyse einer literaturwissenschaftlichen Methode unter kritischer Betrachtung der Hermeneutik*. München: Fink 1973 [=Münchener Universitäts-Schriften. 11]. 71.

verschiedener Tasten, die die Bewegungsrichtung und Geschwindigkeit der Rodel beeinflussen.

Eine solche Beeinflussung des „Geschehens“ scheint mir bei der Lektüre eines Textes gerade nicht möglich zu sein - es kann zwar der Lesakt unterbrochen, beschleunigt oder verlangsamt werden, der Leser kann sich einmal in sitzendem oder stehendem, einmal in liegendem Zustand befinden, die gute Tasse Kaffee oder Tee neben sich; aber die Richtung, die die Handlung nehmen wird oder die Eigenschaften, die beispielsweise Figuren haben, können diese ebenso so und in der Art und Weise beeinflusst werden, wie es der sich ins Rodelrennen einklinkende Benutzer des PCs tun kann?

Wie immer die Antwort auf diese Frage lauten mag: Freuds und Diltheys Diskurse dokumentieren - jeder auf seine Art - den „Willen zum Wissen“ gerade auch bezüglich der Frage, was ist es, das Phantasietätigkeit, literaturproduzierende Tätigkeit erlaubt, hervorbringt und ermöglicht, und welchen Stellenwert kommt diesem Tun zu, welchen Stellenwert kommt dem Produkt dieser Handlung zu, wie läßt es sich beschreiben, läßt es sich überhaupt beschreiben?

Im Juni 1995 war ich in Vancouver, wo ich meine Überlegungen zur psychoanalytischen Literaturtheorie im Sinne einer kritischen Vermittlung mit wissenschaftstheoretischen Anforderungen vorgetragen habe. Und ich habe meinen damaligen Diskussionsbeitrag mit einem Gedanken beendet, den ich als Einladung intendiert hatte, mit mir gemeinsam das darin formulierte „Problem“ zu diskutieren. Diese, meine abschließenden Überlegungen hörten sich folgendermaßen an¹³:

Theoretische Hypothesen können als Einladung verstanden werden, Handlungen und Handlungsprodukte unter einem bestimmten Blickwinkel zu sehen, zu durchdenken, bevor man sie verwirft - die psychoanalytische Literaturtheorie lädt uns m.E. nicht zuletzt dazu ein, den sogenannten literarischen Text vor dem Hintergrund eines nicht ausschließlich gültigen Fiktionalitätsprinzips zu sehen bei gleichzeitigem Verzicht auf jene Sicherheiten, für die das Konzept der Autorintention unter anderem in der Literaturwissenschaft zu stehen scheint: nämlich für die Leben-Werk-Analogie. Diese Analogie ermöglicht m.E. mindestens zweierlei: einmal das Zurückführen eines Textes auf tatsächliche Ereignisse im Leben des jeweiligen Autors bzw. der jeweiligen Autorin; und dann die Zuordnung des Attributs „bewußt“ zum jeweiligen Text - denn der Text erhält den Stellenwert einer spezifischen Verarbeitung bestimmter Ereignisse,

¹³ Ich habe diese Ausführungen für den vorliegenden Beitrag leicht abgewandelt.

einer Reflexion und eines In-größere-Zusammenhänge-Setzen, kurz: den Stellenwert der bewußten Sinnstiftung - in diesem Falle - durch schriftliches Fixieren.

Diese Rückführbarkeit des Textes auf tatsächliche Ereignisse im Leben eines Autors oder einer Autorin, bei gleichzeitiger Kennzeichnung des entsprechenden Produktes mit „bewußt“ aber scheint mir in Konflikt zu stehen mit dem Fiktionalitätsprinzip. Oder: psychoanalytisch formuliert: die beiden interpretationsleitenden Normen: AutorInnenintention im oben erläuterten Sinne verstanden und Fiktionalitätsprinzip wären die manifesten Erscheinungsformen folgender rivalisierender Energien bzw. Bedürfnisse: auf der einen Seite der Wunsch nach gesicherten Räumen, gesicherten Handlungsräumen in unserer Gesellschaft für nicht zensuriertes Träumen, Kritisieren, Hinterfragen und vieles Ähnliche mehr; auf der anderen Seite der Wunsch, der dem Nicht-Zensurierten entgegenläuft, nämlich der Wunsch, daß diese Phantasien, Träume etc. nicht nur fiktional sind, sondern durchaus Realitätsanspruch und -relevanz haben sollten. Wenn dies ein möglicher „latenter“ Zusammenhang zwischen dem Fiktionalitätsprinzip und der AutorInnenintention ist, dann eröffnet die psychoanalytische Literaturtheorie jene Dimension, auf Sinnzusammenhänge, Funktionen und Effekte „literarischer“ Texte zu verweisen bzw. solche zu erarbeiten, die jenseits dieser das Interpretieren leitenden Normen bzw. Konventionen sichtbar gemacht werden können. Denn die psychoanalytische Theorie spricht sogenannten literarischen Texten, Träumen und Phantasien die - vorsichtig formuliert - ähnliche Relevanz, den ähnlichen Realitätsanspruch zu wie sogenannten nicht-fiktionalen Handlungen bzw. nicht-fiktional rezipierten Textsorten.

Soweit also meine abschließenden Überlegungen in Vancouver, die ich anschließend noch detaillierter erörtern werde, wobei ich keinesfalls noch weitere psychoanalytische Interpretationen von literaturwissenschaftlichen Prinzipien oder gar Normen vornehmen werde - denn es geht hier nicht darum, die Literaturwissenschaft auf die Couch zu legen. Bevor ich also mein eigentliches Anliegen weiter verfolge, möchte ich eine gemeinsame Grundlage für die weitere Argumentation schaffen, indem ich kurz die Basis-Analogien - wie ich sie nenne -, die die psychoanalytische Theorie in bezug auf sogenannte literarische Texte aufstellt, referiere.

Die klassische psychoanalytische Literaturtheorie und Interpretation - und nur um diese geht es mir hier im Sinne der in meinen Eingangsbemerkungen erwähnten Reminiscenz - basiert auf der Grundlage zweier Analogien:

Einmal auf der Analogie zwischen der Funktion von Tagtraum und literarischem Produkt: beiden wird nämlich die Funktion zugeschrieben, auch der Befriedigung unbe-

wußter, verdrängter Triebregungen zu dienen, da ihnen als gemeinsames Merkmal jenes der Phantasietätigkeit zugesprochen wird. Demzufolge ist der Tagtraum wie auch das Textprodukt gekennzeichnet von jenen Entstellungs- und Verhüllungsmechanismen, die eine Folge des Konfliktes zwischen Wunscherfüllung und Verdrängungswiderstand darstellen: die beiden rivalisierenden „Energien“ - Wunscherfüllung einerseits, Verdrängungswiderstand andererseits - sind in der klassischen Psychoanalyse die unbewußte Triebkraft des Phantasierens.

Des weiteren auf der Analogie - in umgekehrter Richtung sozusagen - zwischen den unbewußten Anteilen, wie sie beim Textprodukt aufgedeckt werden können und dem Unbewußten des Autorsubjekts, das das jeweilige Textprodukt zur Folge hat. Das heißt, es wird keine strenge Unterscheidung zwischen Textprodukt und textproduzierendem Subjekt gemacht.

Daß der latente Traumgedanke aufdeckbar bzw. vorsichtiger formuliert „konstruierbar“¹⁴ ist unter anderem über Einbezug von Tagesereignissen (im wissenschaftstheoretischen Sinne vielleicht auch vergleichbar mit den Rahmenbedingungen, die bei der Überprüfung einer Hypothese bestimmt werden müssen) und über die von Freud entdeckten Entstellungsmechanismen des Unbewußten bei Phantasietätigkeiten: Verschiebung, Verbildlichung, Verdichtung, Darstellung durch das Gegenteil -, darüber scheint ein gewisser Konsens zu herrschen. Es erscheint deshalb nur folgerichtig, daß deren individuelle Prägung im jeweiligen Textprodukt die Ansatzpunkte der psychoanalytischen Interpretation und Rekonstruktion des latenten Inhalts sind.

Aus diesen Basis-Analogien ließen sich für die Praxis des Interpretierens nun entsprechende Anwendungen herleiten. In jedem Falle aber ginge es immer um die Beschreibung der Gesetzmäßigkeiten auf der manifesten Ebene, im vorliegenden Falle, die sprachlichen Strukturen des jeweiligen Textes in Hinblick auf die (Re)Konstruktion des latenten Inhaltes.¹⁵

¹⁴ Birus verweist ausdrücklich darauf, daß Freud in einem seiner letzten Aufsätze, nämlich in „Konstruktionen in der Analyse“, „das Verfahren und den Geltungsanspruch psychoanalytischer Deutungen“ präzisiere, indem er die Arbeit des Analytikers mit jener des Archäologen vergleicht und den Begriff „Deutung“ durch jenen der „Konstruktion“ ersetzt. Siehe Birus, Hendrik: *Psychoanalyse literarischer Werke? Alternativen der Freudschen Literaturinterpretation*. In: Inge Stephan/Karl Pietzcker: *Frauensprache. Für und Wider einer Psychoanalyse literarischer Werke*. Tübingen: Niemeyer 1986. [=Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Kontroversen, alte und neue. Herausgegeben von Albrecht Schöne. Bd.6] 137-146. Hier 143.

¹⁵ Gerade diesen Sachverhalt kritisiert beispielsweise Jung, indem sie anmerkt, daß „genuin ästhetische Gesichtspunkte“ im klassischen psychoanalytischen Paradigma nach wie vor zu kurz kommen, da es immer nur darum gehe, die Form-Inhalt-Beziehung im Sinne der Beziehung des Ich zum Es, zum Überich

Meine Lektüre zahlreicher psychoanalytischer Interpretationen hat ergeben, daß - sofern diese Interpretationen nicht mit biografischem Material arbeiten - fast ausschließlich „manifeste“ Inhalte etwa im Sinne typischer Figurenkonstellationen ödipaler Prägung in Texten herausarbeiten, was bedeutet, daß die meisten psychoanalytischen Interpretationen den gesamten Text als Traummaterial setzen - entsprechend der ersten Basis-Analogie - und auf der Ebene des manifesten Inhalts vorwiegend textimmanent arbeiten, das heißt: diese Interpretationen verharren nur auf der Ebene der ersten Basis-Analogie und die zweite Analogie, die die (Re)-Konstruktion des latenten Inhalts erforderte - ob dieser nun die Wunschökonomie des jeweiligen Autors oder aber allgemein gesellschaftliche Wunschökonomien meint - nicht mehr vorgenommen wird. Ein Grund dafür könnte der sein, daß der literarische Text - gerade wenn er Traumpassagen enthält - wie etwa Ingeborg Bachmanns *Malina* - oder wenn er eben ödipale Figurenkonstellationen aufweist, wie etwa Marlen Haushofers Novelle *Wir töten Stella* - in gewissem Sinne selbst zum psychoanalytischen Diskurs wird, was das Problem des „latenten“ Inhaltes solcher „psychoanalytischer Texte“ komplizierter macht¹⁶. Denn dann hieße die Umsetzung der zweiten Analogie die (Re)-Konstruktion des latenten Inhalts des psychoanalytischen Diskurses selbst. Wie eine solche (Re)-Konstruktion des latenten Inhalts des psychoanalytischen Diskurses aussehen könnte, muß hier offen bleiben. Eine naheliegende Lösung dieses Problems sei aber dennoch angedeutet: nämlich der Wechsel in eine andere Theorie - etwa in die Diskurstheorie von Foucault. Innerhalb dieser Theorie wird nämlich danach gefragt, wie Diskurse hervorgebracht werden, was sie ermöglicht, erlaubt oder zensuriert.¹⁷

Wie bereits eingangs erörtert referiert das Fiktionalitätsprinzip bzw. die Fiktionalitätskonvention unter anderem auf den Sachverhalt, Fiktionalität als eine Texteigenschaft zu beschreiben, indem „die Art und Weise des Gegebenenseins des fiktiven Gegenstandes“¹⁸ analysiert wird mit dem Ziel einer Offenlegung der Konstitutionsprinzipien

etc. zu bestimmen. Siehe Jung, Irene: *Schreiben und Selbstreflexion. Eine literaturpsychologische Untersuchung literarischer Produktivität*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1989. Hier 113f.

¹⁶ Freud selbst hat in seiner Interpretation *Der Wahn und die Träume in W. Jensens Gradiva* die in dieser Erzählung eingebetteten Traumpassagen auf der Ebene der in ihnen vorkommenden Verschiebungen und Verdichtungen gedeutet und die die Träume umgebende Erzählung diene dabei der Vereindeutlichung im Sinne der Tagesereignisse. Siehe S.F.: *Der Wahn und die Träume in W. Jensens Gradiva*. In: ders.: *Bildende Kunst und Literatur*, 1982. 13-85.

¹⁷ Ich verwende den Begriff "Theorie" hier umgangssprachlich, insbesondere ohne Berücksichtigung ihres vorparadigmatischen oder schon paradigmatischen Status'.

¹⁸ Bernáth, Árpád: *Die Sprache als die Sprache der Literatur. Eine Einführung in die Problematik*.

fiktionaler Welten. Und dann auf eine gesellschaftliche Vereinbarung, nämlich jene Vereinbarung, literarische Texte „fiktional zu lesen“, und einhergehend damit die Funktionalisierung des „literarischen Textes“ zum Raum des nicht-zensurierten Träumens, Erzählens, Phantasierens, Kritisierens ohne jene Handlungsaufforderung, die sogenannten „realen Inhalten“ zugesprochen wird.¹⁹

Auch bei Dilthey und Freud wird, wie wir gesehen haben, schriftstellerische Betätigung von „wirklichem“ Handeln unterschieden, indem beide ersterem die Eigenschaft des „Spielens“ zuordnen. Diese Übereinstimmung in der Wahl des Vergleichs und der Gleichsetzung in zwei Diskursen, die nur etwa 20 Jahre auseinanderliegen hätte etwas Irritierendes, nicht zuletzt deshalb, weil sich die berechtigte Frage erheben könnte, ob hier Freud eine Idee aufnimmt, ohne die entsprechende Referenz zu erweisen²⁰. Wie immer es zu dieser beinahe identischen Bestimmung dichterischer Betätigung in zwei scheinbar so unterschiedlichen Disziplinen gekommen sein mag: eine genauere Auseinandersetzung mit der klassischen psychoanalytischen Bestimmung von „Literatur“ zeigt, daß sich in diesen beiden Diskursen zwei unterschiedliche Paradigmen ankündigen, über die die Übereinstimmungen nicht hinwegtäuschen können. Was beiden Paradigmen gemeinsam ist, ist deren Bestehen auf die Rückführbarkeit des Textes auf

¹⁹ Gerade was diese mythische Funktion von „Literatur“ anlangt, stellt sich die Frage nach der gesellschaftlichen und damit im weitesten Sinne „realen“ Relevanz von Handlungen und Handlungsprodukten, sofern sie eben mit dem Attribut „fiktional“ versehen sind. Denn die gesellschaftliche Relevanz von sogenannten fiktionalen Texten erschöpft sich in ihrer Funktion als geschützter Handlungsraum - wenn man von der Textenstehung herkommt - und im Status des passiven Konsumierens (=keine Handlungsaufforderung), wenn man von der Rezipientenseite herkommt. Dieser Sachverhalt scheint mir bedenkenswert, wenn es etwa darum geht, andere Argumente bezüglich der gesellschaftlichen Relevanz so-genannter „literarischer“ Texte anzuführen.

²⁰ Dagegen spricht aselbstverständlich die erst nach Diltheys Tod, 1911, von seinen Schülern in Angriff genommene Edition der gesammelten Schriften. In meiner Durchsicht der Freud-Schriften habe ich keinerlei Hinweise darauf gefunden, daß Freud mit Dilthey bekannt war oder auch nur seine Schriften gelesen hätte. Das ist umso verblüffender, als Dilthey sich ja ausführlich mit der Psychologie auseinandergesetzt hat und wie Freud in seiner Disziplin als Begründer gilt. Beide wurden zudem in ähnlichen literarischen Kreisen rezipiert bzw. hatten großen Einfluß auf die sogenannte Moderne. Siehe dazu: Wolfgang von Ungern-Sternberg: Zu verkürzten und verspäteten Rezeptionen moderner Wissenschaftsentwicklung am Beispiel Diltheys und Freuds. Zum Beitrag von Walter Müller-Seidel. In: *Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaft* 1910 bis 1925, 1993, 149-155.

Von Freud heißt es allerdings, daß er wenig Interesse an der Philosophie hatte; Dilthey wurde aber vorwiegend als Philosoph rezipiert, zumindest ab dem Zeitpunkt, da seine Schüler die Edition seiner Schriften besorgten.

Unter diesem mangelnden philosophischen Interesse Freuds scheint etwa Binswanger schon sehr früh gelitten zu haben. Siehe: Sigmund Freud. Ludwig Binswanger. Briefwechsel 1908-1938. Herausgegeben von Gerhard Fichtner. Frankfurt am Main: Fischer 1992. Hier: Einleitung XXI.

tatsächliche Ereignisse im Leben des Autors. Bei Dilthey erhält dabei das besondere Erinnerungsvermögen des jeweiligen Schriftstellers, dessen Fähigkeit besonders intensiv zu erleben und insbesondere dessen Genie, diese Erinnerungen und Erlebnisse *bewußt* im jeweiligen Werke „künstlerisch“ zu verarbeiten einen außerordentlichen Stellenwert. Das heißt, bei Dilthey erhält der literarische Text den Status des, weil nur durch besondere Bewußtseinsleistungen - in Kombination mit einer großen Unabhängigkeit von den Bedingungen der Wirklichkeit - dessen, was erlebt wurde, überhaupt erst möglichen Kunst-Werkes. Das Außerordentliche dieser Bewußtseinsleistungen bei gleichzeitiger Wirklichkeitsunabhängigkeit des Künstlers erhält bei Dilthey eine zusätzliche Verschärfung, wenn er diesen mit den „Träumenden“, den „Hypnotischen“, den „Irren“ vergleicht:

Ich bezeichne das, was dem Träumenden, dem Hypnotischen, dem Irren dem Künstler oder Dichter gemeinsam ist, *als eine freie Gestaltung der Bilder und ihrer Verbindungen, uneingeschränkt von den Bedingungen der Wirklichkeit.* ... In allen diesen so verschiedenen Fällen *muß die freie Gestaltung der Bilder aus der Unabhängigkeit von den Bedingungen erklärt werden, die sonst Vorstellungen regulieren* und in klaren richtigen Verhältnissen zur Wirklichkeit erhalten. Ich behaupte nun, diese einander verwandten Wirkungen werden in dem Träumenden, dem Irren, dem Hypnotischen durch Ursachen ganz andere Art hervorgebracht als in dem Künstler oder Dichter. Die höchste und schwierigste Leistung des Seelenlebens besteht darin, den erworbenen Zusammenhang desselben auf die gerade im Blickpunkt des Bewußtseins befindlichen Wahrnehmungen, Vorstellungen und Zustände wirken zu lassen. Sie versagt im Traum und Wahnsinn; so fällt hier gleichsam der regulierende Apparat weg, welcher die Eindrücke, Vorstellungen und Gefühle in der Anpassung an die Wirklichkeit erhält.²¹ [Hervorhebung, meine]

Ganz anders bei Freud: denn dort meint die Traum-Werk-Analogie eben gerade nicht die „Uneingeschränktheit“ in der Gestaltung der Bilder wie bei Dilthey. Der (Tag)-Traum ist manifest gewordenes Unbewußtes, gekennzeichnet von jenen Gesetzmäßigkeiten, die wir alle kennen - Verschiebung und Verdichtung, Umkehrung etc... Folgerichtig manifestiert sich im Text wie im (Tag)-Traum Unbewußtes entsprechend denselben Gesetzmäßigkeiten. Der Traum/Text, der Text/Traum als manifest gewordenes Unbewußtes wird im Sinne der *zensurierten* Wunschökonomien interpretiert und die Form, das Gegebensein des „fiktiven Gegenstandes“ ist Ausdruck des durch das Bewußtsein vom Unbewußten Zugelassenen, also bereits Zensuriertem. Deshalb

²¹ Dilthey, *Gesammelte Schriften*, Bd. VI, 1924, 93f.

braucht es die andere Logik, das Assoziative, das Verstellen und Verschieben, das Darstellen durch das Gegenteil... Deshalb wäre auch „Pegasus“²² - rein fiktional existenter „Gegenstand“ und Ergebnis der besonderen Bewußtseinsleistungen und Unabhängigkeit von den Bedingungen der Wirklichkeit des Dichters im Diltheyschen Paradigma - im psycho-analytischen Paradigma gerade nicht in diesem Sinne „fiktional“, sondern immer potentiell offen für die Referenz auf „Tatsächliches“, für „Bedeutung“ sogar im Fregeschen Sinne, wie das folgende fiktive und sehr vereinfachte Beispiel verdeutlichen soll:

Ein Mann befindet sich auf seinem Rückflug aus einem zweiwöchigen Griechenland-Urlaub. Im Flugzeug kommt der Mann neben eine Frau zu sitzen, mit der sich ein äußerst anregendes Gespräch entspinnt, tauscht mit ihr die verschiedenen Erfahrungen aus, die beide getrennt auf ihrer Inselrundfahrt in der Ägäis gemacht haben ... Nach zwei, drei Bechern Wein geht man zum befreienden Du über, wobei sich herausstellt, daß die Frau vor ihrer Ehe Agnes Stuthans geheißten hat. Dieser Mann fühlt sich sehr angezogen von Agnes, insbesondere von ihrer emotionalen Intensität und Beweglichkeit, kurz: er fühlt sich beflügelt. Eine Zufallsbegegnung, die sich nachts im Traume - schwerlich zu errahnen - als geflügeltes Pferd manifestiert. Dieses geflügelte Pferd, Pegasus, also referiert auf die Begegnung eines Herrn x mit einer gewissen Agnes Stuthans während eines Fluges von Athen nach München.

Komplexer ausgedrückt soll dieses Beispiel verdeutlichen, daß in der Psychoanalyse

die ästhetische Qualität des Kunstwerks, die Techniken seiner Formschöpfung, einzelne künstlerische Fertigkeiten oder Neuigkeiten der formalen Gestaltung [...] im Hinblick auf die Ich-Funktionen, die sich in ihnen ausdrücken, betrachtet werden: Beherrschung, Regulierung, Abwehr, Abfuhr, Anpassung an die Realität usw. Es bleibt demnach beim grundlegenden Paradigma, daß die Beziehung der Form zum Inhalt derjenigen Beziehung entspricht, die das Ich zum Es, zum Über-Ich und zur Realität hat.²³

In diesen beiden „Paradigmen“ - dem psychoanalytischen hier, dem hermeneutischen dort - haben wir es also mit folgendem Bündnis zwischen Begriffen zu tun: Einmal mit dem Bündnis *bewußt* (= *die Leistung der Anpassung an die Wirklichkeit*) /

²² Ich wähle bewußt „Pegasus“ als Beispiel, da Bernáth in seinem Aufsatz an diesem Beispiel die Problematik des „rein fiktiven Gegebenseins“ von Gegenständen erörtert. Siehe Bernáth, *Die Sprache als die Sprache der Literatur*, 19?, . S.?

²³ Jung, *Schreiben und Selbstreflexion*, 1989, 113f.

"nicht-zensuriert" (= uneingeschränkt) / fiktional und dann mit dem Bündnis oder vielleicht besser mit der Konspiration unbewußt / zensuriert / "nicht-fiktional".

Diltheys Begriff „Spiel“ hat während dieser Auseinandersetzung sein Bündnis mit der „Fiktionalität“ im Sinne der „freien Gestaltung der Bilder und ihrer Verbindungen uneingeschränkt von den Bedingungen der Wirklichkeit“ nicht verloren. Freuds „Spiel“ dagegen sehr wohl, nämlich genau in dem Ausmaße als er diesen Begriff zwar von der „Wirklichkeit“ unterschieden haben wissen will, aber dabei dem „Spiel“ (= der Phantasietätigkeit, der Dilthyschen „dichterischen Eingebungskraft“) keinesfalls jene „Unabhängigkeit von den Bedingungen der Wirklichkeit“, wie Dilthey sie postuliert, noch weniger dessen „bewußt“ bzw. „regulierend“ zuordnet. Bei Dilthey tritt nämlich die "regulierende" (= "zensurierende" bei Freud) Arbeit des Bewußtseins erst *nach* den „Träumen“ in Kraft, bei Freud ist diese bereits *während* des Träumens am Werke, also in der Bildproduktion selbst impliziert. Es scheint beinahe paradox, daß gerade Freuds Unbewußtheits-Diskurs keinen bewußtlosen Raum mehr dort zuläßt, wo jener Diskurs, der das Bewußtsein und dessen Leistungen immer und immer wieder beschwört, dem Bewußt-Losen einen Raum zu gewähren scheint.

Dilthey und Freud - ihre Diskurse sind teilweise zeitgleich entstanden. Der eine Diskurs etabliert das *Begriffsbündnis bewußt/„nicht-zensuriert“/fiktional*, der andere das Begriffsbündnis *unbewußt/zensuriert/ „nicht-fiktional“*. Soll man diese beiden „Paradigmen“ nebeneinander und das heißt unvermittelt stehen lassen oder einen Vermittlungsversuch unternehmen? Und wenn wir uns für letzteres entscheiden, wie könnte eine solche Vermittlung aussehen? Hat diese meine Frage überhaupt noch irgendwelche Relevanz, gerade jetzt, wo sich durch die „virtual realities“ offensichtlich das Problem der Fiktionalität erneut, aber vielleicht eben ganz anders stellt.

Mit anderen Worten, wäre der Weg, den es zu gehen gälte, jetzt am Ende des 20. Jahrhunderts der, sich nicht mehr länger mit Fiktionalität in Bezug auf sogenannte „literarische Texte“ zu beschäftigen, sondern sich vielmehr diesem anderen Medium zuzuwenden? Und hätte bei dieser Beschäftigung das, was Freud und Dilthey zu „Literatur“ zu sagen hatten, noch irgend eine Relevanz in eben der Bestimmung dessen, was der andere Gegenstand der Beschreibung und der Erklärung wäre?



B 16824, 8